

Lieder am Abend

Autor(en): **Frei, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 48

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn er einmal gestorben war, so würde sein Name noch immer auf seinen Büchern stehen, noch immer seine Worte von den Menschen gelesen werden. Das war doch etwas Großes.

Ein bedeutungsvoller Tag brach an. — Ich war konfirmiert und erwachsen! Ich durfte zum Onkel nach Genf! — Stunde für Stunde fuhr ich auf der Eisenbahn. Vor mir dehnte sich weit und blau der Genfersee. Es war ein wunderhöher Tag. In Genf nahm mich Onkel Hermann, gütig, wie immer, in Empfang, führte mich durch die Stadt, und nahm mich dann mit in seine Klausur, wie er es nannte.

Nah bei der Cathédrale St. Pierre bewohnte er zwei kleine Zimmer eines mittelalterlichen Hauses. In einem stand sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, im andern, etwas größeren, türnten sich an allen Wänden entlang Bücher, nichts als Bücher. Einige waren gebunden, andere broschiert. Es gab da kleine zierliche, und dicke unförmliche Schmöcker auf deutsch und französisch, englisch, italienisch und lateinisch.

Es roch nach Leder und Pappe, roch moderig und neu, doch über alle flog vom Hofe her ein Sonnenstrahl und vergoldete sie, daß ihre Titel aufleuchteten.

„Sieh mein Junge, das ist mein Reich, das hier sind meine Freunde, die mich nicht enttäuschen und mir treu bleiben, ob es mir gut geht oder nicht.“

Lieblosend fuhr er über die Bücherreihe, zog hier einen Band hervor, blätterte dort in einer auf dem Schreibtisch liegenden Broschüre und seine Augen blickten dabei jung und froh; als besäße er die größten Schätze der Welt.

Auf einem Regal stand ein Totenschädel, links von ihm eine Studentenmütze, rechts ein verrosteter Degen.

„Erinnerungen aus meiner Universitätszeit, als ich noch glaubte, menschliche Krankheiten des Leibes kurieren zu wollen. Aber ich weiß nun Besseres und Edleres: die Seelen muß man heilen, das Innere des Geistes öffnen und veredeln, dann wird auch der Körper gesund.“

Ich blickte mich um, fast ehrfürchtig und mit einer Scheu, wie ich sie bisher nur in einer Kirche empfunden.

„Und deine eigenen Bücher, Onkel, wo sind sie?“

Mit einer müden Gebärde deutete er auf eine Kommode.

„Dort, mein Lieber, noch nichts von Bedeutung, herzlich wenig.“

Und er begann von seinen Bemühungen zu reden, von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen. Es waren leidenschaftlich gesprochene Worte voll Bitterkeit, und dann wieder starke, zuversichtliche, an denen er sich selber zu begeistern schien.

An einer Wand, an der ein schmaler Platz ohne Bücher geblieben war, hingen einige Photographien: die Pariser Sorbonne und Bilder von Jugendfreunden.

„Paris! Ja, da solltest auch du einmal hingehen. Das ist eine Stadt! — Er sprach von der altherwürdigen Sorbonne, an der er zwei Semester studiert, von seinem Lebens Traum, in die Académie aufgenommen zu werden, und seine Augen schimmerten dabei, als sähe er diesen Traum verwirklicht vor sich. Was war sein Leben? Ein ständiger Kampf, ein Ringen nach Anerkennung. Ein völliges Sichauskütten an die andern, die doch oft so wenig Verständnis dafür hatten, so prosaisch und nüchtern waren, und ihn belächelten, als Schwärmer und Phantasten. Dieses Wort verstand ich jetzt. Hatte man es in der Schule nicht schon mir gegenüber angewandt?“

Schnell vergingen die Stunden bei meinem Onkel. Nur ungern verabschiedete ich mich am späten Abend von ihm und fuhr wieder heimzu. Was ich vernommen und erlebt, klang stark und nachhaltend in mir weiter. Der einsame Mann dort unten in der leichtlebigen Stadt tat mir leid, und zugleich nötigte er mir Bewunderung ab. Das war einer, der unbeirrt seiner Wege ging, einer, der immer grad aus schaute, das Ziel vor Augen. Er gab sich nicht mit Halbheiten zufrieden, kümmerte sich nicht um Dürftigkeit, ja Armut. Er lebte seinem Ideal, und sollte er an ihm zugrunde gehen.

Noch im Herbst des gleichen Jahres starb Onkel Hermann, einsam, wie er gelebt. Und der Mann, der zeit lebens wenig Freude und Anerkennung gefunden, jetzt, wo er tot war, ward sie ihm zuteil. Auf einmal erinnerten sich die führenden Tageszeitungen, die literarischen Zeitschriften seiner. In langen Artikeln wurde seines Schaffens gedacht, anerkennend, des Lobes voll. Es war, als wollte man nachträglich gut machen, was man einst an ihm verbrochen.

Ich las die Artikel, sammelte sie, ein seltsames Gefühl im Herzen. Wieder sah ich mich in seinem Studierzimmer in Genf, von Büchern umgeben, die Augen leuchtend, die hohe weiße Stirn von schwarzen Locken umrahmt, wie von einem innern Feuer durchglüht. Nun war er tot. Nun fand sein unruhiger, unstäter Geist den Frieden, den ihm dieses Leben nicht zu geben vermocht. Nun erinnerte man sich seiner, holte wohl auch eines seiner Werke hervor, staubte es fein säuberlich ab und begann zu lesen.

So war die Welt. — Ich hatte keinen Onkel Hermann mehr. Aber trotz seiner großen Armut hatte er mir ein Erbe überlassen, das Gedenken an einen aufrechten mutigen Menschen, der sich bis zum Schluß treu geblieben war.

Für mich blieb Onkel Hermann die stille innige Liebe meiner Kindertage. Und noch heute kann ich nur mit Kühnheit und Wehmut all der einsamen Kämpfe gedenken, die er allein ausgefochten hat, mutig ausharrend und an sich glaubend, an sich und seine Bestimmung.

Lieder am Abend.

Von Otto Frei.

I.

Wieder macht ein müder Tag
Stumm die Augen zu,
Läßt den Mantel von sich gleiten,
Legt sich hinter Wald und Weiten
Still zur Ruh.

Komm, wir wandern an den See,
Der noch golden blinkt,
Blaubern mit der muntern Welle,
Bis am Berg die letzte Helle
Bläht und sinkt.

II.

Nun sei's genug für heute;
Nun leg den Strumpf beiseite
Und laß die Arbeit ruhn!
Es war ja seit dem Morgen
So viel vergrämtes Sorgen
In deinem Tun.

Noch dies und das? O schweige!
Gib von der Wand die Geige
Und stimme fröhlich ein!
Das Glück will auch sein Teilchen;
So wollen wir ein Weilchen
Wie Kinder sein.

III.

Abends, wenn ich einsam bin,
Stimm ich meine Laute.
Tag, dem ich so irrig traute,
Sei bedankt und fahre hin!

Munter zupf ich Ton um Ton
Aus den hellen Saiten.
Träume, die mein Spiel begleiten,
Sind ein karger Sängerlohn.

Aber manchmal prunkt ein Klang
Wie aus Gold gesponnen,
Selig, wenn er längst zerronnen,
Lausch ich noch die Nacht entlang.